Etwas über Brasilien und die dortigen Deutschen.

Speziell für den St. Peters Bote
Von Karl Brinkmann.

(Fortsetzung.)

Der Dampfer ankerte vor der Barre, die sich vor der Mündung des Rio Grande do Sul (großer Fluß des Südens) befindet, sich fortwährend verändert und nicht immer tiefgehenden Dampfschiffen die Einfahrt gestattet. Wir wurden deshalb mit einem kleineren Dampfer nach Rio Grande gebracht, wo wir am Abend anlangten. Sobald wir an Land kamen, wurden wir schon von Hoteldienern belästigt. Ein Deutscher genoß das Vertrauen der meisten Reisenden, sodaß auch ich mich entschloß, mit ihm zu gehen. Vorher mußten wir unsere Sachen im Zollamt durchsuchen lassen. Hier konnte man wahrnehmen, daß einige Reisende, die Europa besucht hatten und viele Kisten mitbrachten, die meisten nicht zu öffnen brauchten; anderen, die unbekannt waren, wurde alles durcheinander geworfen.

Hierauf ging es zum Hotel. Diese sind dortzulande nicht sehr reinlich. Die Eßwaren wurden zum Schutze gegen die Fliegen mit Tuchnetzen bedeckt, die während der Mahlzeit doch alles belagerten, was sehr widerwärtig war. Zudem empfing man auch, gleichwie der Dichter von dem schönen Spanien sagt, „So manchen Flohstich wonniglich." Ich wünschte so schnell wie möglich hier wieder wegzukommen. Es fehlte aber an Dampferverbindung nach dem Inneren. Fast alle Reisende wollten zu einer deutschen Kolonie im Innern des Landes. Die Einwanderer werden auf Regierungskosten zum Bestimmungsorte befördert. Einige Einwanderer wußten, daß ein Beamter zu diesem Zwecke angestellt war, konnten ihn aber nicht auffinden. Dann erbot sich der Hotelwirt, sich darum zu kümmern. Er ließ sich von jedem ein Geschenk für den „Immigrantenvater" geben und ließ dann auf sich warten. Einige, die ihre Familie bei sich hatten, wurden ungeduldig darüber und wandten sich an den Konsul in dieser Sache. Dieser konnte nichts machen. So fuhr der erste Dampfer ab, ohne uns mit zu nehmen, genügend Zeit lassend, um die Stadt anzusehen. Sie liegt am Flusse Rio Grande do Sul und sollte 30,000 Einwohner haben, darunter viele Deutsche. Die Straßen waren schlecht gepflastert. Eine Mauleselbahn diente im Straßenverkehr. Die Gebäude sind Backsteinbauten. Einige schöne Anlagen waren innerhalb der Stadt. Im übrigen war sie nicht sehr einladend.

Endlich, am fünften Tage, konnten wir an Bord eines anderen Dampfers gehen, mit der Erfahrung, daß unser Hotelwirt uns absichtlich solange festhielt, indem er den Beamten auf seiner Seite hatte. Die Unkenntnis der Landessprache, welche portugiesisch ist, war auch zum größten Teil Schuld daran. Am Tage nach der Abfahrt kam der Dampfer in die Lagoa dos Patos (Enten-Lagune). Dies ist eine schöne breite Lagune, die nur durch einen schmalen Streifen Landes in nördlicher Richtung vom Meere getrennt ist. Von dieser zieht sich eine andere Lagune bis an die Grenze von Uruguay. An der Enten-Lagune liegt die Stadt Pelotas, die unter ihren 30,000 Einwohnern auch viele Deutsche zählt. Der Ort hat bedeutende Rindviehschlächtereien (Scharkaden), in denen das Fleisch an Stangen wie Wäsche getrocknet wird zum Versand nach dem Norden. Felle, Hörner und Knochen werden nach Europa ausgeführt. In der Umgegend von Pelotas sind mehrere deutsche Kolonien, von denen viel Gutes erzählt wird. Vom Schiff aus sah man nur Kamp (Prairie), auf dem Vieh und Pferde weideten. Nachdem der Dampfer für zwei Stunden dort angehalten hatte, fuhr er weiter nach Norden zu. Hier sah man rechts ebenes Gelände mit Sandhügeln und etwas Gestrüpp, auf der linken Seite hügeligen Kamp und Busch, in der Ferne hohe Berge.

Am anderen Tage langte der Dampfer vor Porto Alegre, der Hauptstadt des Staates Rio Grande, an. Hier wurden wir vom Einwanderungsbeamten empfangen, und nachdem er unser Gepäck besorgt hatte, zur Einwanderungshalle gebracht. Nach einigen Tagen sollten wir dann per Eisenbahn zu einer Kolonie weiter befördert werden. Inzwischen hatten wir genügend Zeit, uns die Stadt anzusehen. Hatte dieselbe vom Schiffe aus schon einen viel freundlicheren Eindruck auf mich gemacht wie die übrigen Städte Brasiliens, so fand ich dieses auch bestätigt. Es herrschte hier ein viel regeres Leben als in den anderen Städten des Landes, die ich gesehen. Dieses wurde wohl hauptsächlich von der deutschsprechenden Bevölkerung hervorgerufen, deren Zahl in der Stadt 40,000 sein sollte. Sie hat fast den ganzen Handel in Händen. Fabriken und Sägemühlen sind größtenteils von Deutschen erbaut, denen natürlich auch die drei vorhandenen Brauereien gehören. In allen übrigen Gewerben sind sie vertreten, besonders im Häuserbau unterscheiden sie sich von den anderen Einwohnern. Die wohlhabenderen Deutschen haben ihre Wohnungen auf einem Hügel der Stadt erbaut, von welchem man eine schöne Aussicht auf die Umgebung hat. Auf der höchsten Stelle des Hügels steht die deutsch-katholische Mädchenschule, die von Schwestern geleitet wird. Dann ist dort noch die unter Leitung von Schulbrüdern stehende St. Josephs-Schule für Knaben, und eine evangelische Knaben- und Mädchenschule. Die St. Josephs-Kapelle dient den Katholiken, deren Seelsorger die Jesuiten waren. Der hochw. P. Günther als Musiklehrer hatte aus den Mitgliedern der Marianischen Männerkongregation eine Musikkapelle gebildet. Zur Unterhaltung kam er mit derselben zuweilen auf Besuch zu den reicheren Kaufleuten in ihren Sommerhäusern am Ufer des Cuhahiba-Flusses, wo ich ihn kennen lernte sowohl als Priester wie auch als tüchtigen Reitersmann.

Nachdem ich mir die Stadt angesehen und mir von den Kolonieverhältnissen erzählen ließ, entschloß ich mich, nicht auf die Kolonie zu gehen. Einmal, da es für den Einzelnen nichts ist, eine Kolonie zu bearbeiten, zum anderen, weil es den meisten wegen der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse — worin diese bestehen darüber will ich später schreiben — nur möglich ist, ihr Leben zu fristen. So ging ich denn auf Suche nach Stellung. In einem Geschäfte Anstellung zu finden, ist dem Neueingewanderten fast unmöglich. Er ist nicht zu gebrauchen, weil er die Sprache nicht kennt und deshalb froh sein kann eine Stellung zu bekommen, wo er von der Hand in den Mund leben kann. Einige, die noch Geld haben, suchen wohl solange nach besseren Stellungen, bis sie nichts mehr haben, was gewöhnlich nicht sehr lange dauert, und ergreifen dann jede sich bietende Gelegenheit, um über Wasser zu bleiben. Manchmal wird dann in der Brauerei mit Flaschenspülen angefangen. Viele haben es nachher dann doch noch zu etwas gebracht, nachdem sie sich an die Verhältnisse gewöhnt und die Sprache erlernt hatten. Manche kommen jedoch zu nichts. Sie haben in der Heimat nicht fertig werden können, sind vielleicht noch deshalb nach hier geschickt worden, um sich zu bessern, sinken aber in dem Land der Freiheit, wo sie keinen Halt mehr haben, immer tiefer, um schließlich als Lumpen ein erbärmliches Dasein zu führen. Alle Neuangekommenen werden schon mit Mißtrauen empfangen. So ist es auch zu erklären, daß mancher tüchtige junge Mann Arbeiten verrichten muß, die ihm nicht zusagen, und erst dann eine Stelle bekommen kann, nachdem er sein Können bewiesen hat.

Ich konnte bald Stellung in einer Wirtschaft bekommen, die sich „Zum fidelen Bauer" nannte. Mir schien es etwas zu fidel zu sein, und ich zog es deshalb vor, bei einem Landhausbesitzer im Garten zu arbeiten. Derselbe wohnte etwa 10 Kilometer von der Stadt entfernt am Ufer des schönen und etwa 5 Kilometer breiten Cuhahiba-Flusses in bergiger Gegend. Diese Beschäftigung sagte mir am besten zu, da ich schon mit Gartenarbeiten vertraut war. Hier lernte ich auch die Landesverhältnisse kennen. Einiges gefiel mir schon, vieles wieder nicht.

Besonders wenn ich den Brasilianer arbeiten sah, so mußte ich mich immer des Wortes patiencia (Geduld) erinnern. Die Zigarette wird während der ganzen Arbeit geraucht. Der Brasilianer arbeitet gewöhnlich auch nur so lange, als er muß, um nicht zu verhungern. So kommt es, daß mancher auf fruchtbarem Boden wohnt und doch kaum etwas zu essen hat. Dies gilt nicht nur von den ärmeren, sondern auch von den wohlhabenderen Grundbesitzern, die 1000 Stück Vieh, wie Pferde, Kühe, auch einige Schweine und Schafe ihr eigen nennen. Einige sollen 8000 Stück Rindvieh und mehr besitzen. Sie führen mit Ausnahme derer, die in Städten wohnen, ein armseliges Leben, haben nicht einmal ein gutes Wohnhaus, ohne jede Ausstattung, den Fußboden von Lehm, und Möbel, die sie selbst verfertigten. Es soll sogar vorgekommen sein, daß ein Fremder gewarnt wurde, nicht in ein Loch zu treten, das sich im Lehmfußboden befand und leicht mit Lehm wieder hätte ausgebessert werden können. Getreide zum Mahlen wird nur auf den Kolonien erzeugt, nicht aber von den Einheimischen angebaut. Es macht ihnen anscheinend zuviel Arbeit. In letzter Zeit sind jedoch einige reiche Grundbesitzer dazu übergegangen, Reis im großen anzubauen. Von einem wurde mir erzählt, daß er von einer Ernte 24,000 Sack von je 120 Pfund gedroschen hatte. Die Rentabilität dieser Kultur habe ich nicht erfahren können, ebenso von Weizen, der nur probeweise angebaut wurde.

Ein großes Hindernis steht diesen Kulturen in der schlechten Arbeitsleistung der Eingeborenen gegenüber, die alles mit dem Worte patiencia vollbringen, gut bezahlt werden wollen und nicht ausdauernd sind. Dieses haben schon viele Einwanderer, die mit Kapital herüber kamen, erfahren müssen, besonders wenn sie die Verhältnisse nicht kannten und nach eigenem System arbeiten wollten. Sie sind fast alle wieder verschwunden oder leben in der Stadt. Ebenso geht es den meisten auf der Kolonie, wenn sie nach altem Gebrauch arbeiten wollen. Sie sehen, es kommt nichts dabei heraus, und ziehen, wenn sie noch können, in die Stadt oder gar wieder in die alte Heimat. Anders ist es für die, welche ohne Geld und mit Familie kamen. Es gibt dann kein Ausreißen mehr. Viele gewöhnen sich an die Verhältnisse, werden reicher an Erfahrung und bringen sich so durch. Die Unkenntnis der Arbeitsweise ist das größte Hindernis für den Anfänger, weil die Regierung keine dort Geborenen mit ansiedelt, von denen er dann lernen könnte.

Was ist eine Kolonie?

Dieses wird sich schon mancher, der es noch nicht wußte, gefragt haben. Ich will versuchen, es so gut zu schildern, wie ich es gesehen habe und ermitteln konnte.

Unter Kolonie versteht man in Brasilien die Niederlassung der Einwanderer im Urwald, welcher noch in ungeheuren Flächen vorhanden ist. Meistens ist es bergiges Terrain mit vielen Quellen und Bächen. Zur Gründung der Kolonie läßt die Regierung im Urwalde einen geeigneten Platz ausmessen für die neue Stadt, deren Name auch die Bezeichnung für die Kolonie ist. Von diesem Platze werden Wege nach verschiedenen Richtungen gehauen. Die dazwischen liegenden Flächen werden Linien genannt. Diese Linien werden in 25 Hektar (61 Acres) große Lose eingeteilt, die auch Kolonie genannt werden. Zur Verwaltung der Kolonie ernennt die Regierung einen Direktor, der auch das Polizei- und Richteramt ausübt, so daß das Blühen einer Kolonie fast nur von diesem Manne abhängt. Ist er den Kolonisten gut gesinnt, so haben die ein besseres Los als wenn er das nicht ist, da er gewöhnlich von der Leitung einer Kolonie doch herzlich wenig versteht.

Bei der Auswahl eines Beamten wird in Brasilien nicht auf seine Tüchtigkeit, sondern auf seine Parteigesinnung gesehen. So kommt es vor, daß Beamte, die ihr Amt schlecht verwalten, nicht entlassen, geschweige denn bestraft werden. Wie es mit dieser Beamtenanstellung aussieht, will ich versuchen aus einem Zeitungsbericht zu schildern:

Kommt da eines Tages in Rio de Janeiro, der Hauptstadt von Brasilien, unter anderen neuernannten Beamten auch ein 13-jähriger Junge mit kurzen Hosen in das Landwirtschaftsministerium. Auf Befragen was er wolle, antwortete er keck, daß er als Beamter für das Landwirtschaftsministerium ernannt worden sei. Hierauf überreichte er dem Minister sein Ernennungsdekret, welches seine Aussage bestätigte und ihm ein monatliches Gehalt von 400 Milreis ($140) zubilligte. Nach einigen Tagen las ich dann wieder in derselben Zeitung, daß diese Sache dem Minister doch zu toll vorgekommen und er den Jungen wieder nach Hause geschickt hatte.

Nach Beamtenstellungen herrscht eine förmliche Jagd. Beamter zu sein ist für den Brasilianer der geeignetste Beruf; da braucht er nicht viel zu arbeiten und mit der Leistung wird es auch nicht so genau genommen. Geschwindelt wird an allen Ecken, besonders bei der Wahl, wo fast immer die Regierungspartei siegt, was oft zu Revolutionen führt. Ein Deutschbrasilianer versicherte mir, daß in Brasilien ein Dreiklassen-Wahlsystem besser sei, wie das hier geübte allgemeine, da der besitzende Bürger nicht nach freiem Willen wählen könne, sondern mit der Regierungspartei halten müsse, wolle er nachher nicht dadurch Schaden haben und vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein. Man kann wohl mit Recht die Beamten die Parasiten des Landes nennen, einmal, weil sie mit wenigen Ausnahmen kein Pflichtgefühl besitzen, zum anderen, weil sie meines Erachtens in zu großer Zahl vorhanden sind.

Mit diesem Allen hat jedoch der Kolonist herzlich wenig zu tun, wenn er sich den Wahlen fernhält. Höchstens könnte er bei einer Revolution in Mitleidenschaft gezogen werden. So sollen bei der letzten Revolution auch viele Kolonisten beraubt worden sein und einige haben ihr Leben eingebüßt, nicht zu reden von den gegen die Kolonisten verübten Gemeinheiten. (Schluß folgt.)

Wichtige Fragen an den Farmer.

Wie steht es mit deinem Saatgetreide für das kommende Frühjahr? Bist du sicher, daß du genug gutes, gesundes und keimfähiges Saatkorn an Hand hast? Wenn nicht, so ist jetzt die Zeit, dich um solches umzusehen. Warte nicht, bis die Zeit der Einsaat herankommt. Vielleicht kannst du dann keines mehr bekommen, oder hast doch große Schwierigkeiten und Verzögerungen zu erwarten, so daß dir kostbare Zeit verloren geht.

Hast du dein Saatgetreide schon auf seine Keimfähigkeit versucht? Wenn nicht, so tue es jetzt sogleich, damit du weißt, ob du dich anderwärts um Saatgetreide umsehen mußt. Hast du es im Herbst nach dem Dreschen getan, so tue es jetzt wieder. Die Erfahrung lehrt, daß Getreide, dessen Keimfähigkeit gelitten hat, schnell an Keimkraft im Laufe des Winters abnimmt. Dies gilt besonders vom Hafer, wenn er durch ganz leichten Frost gelitten hat, von dem der Farmer vielleicht selbst nichts bemerkt hat. Im Herbst 1916 haben manche Farmer der St. Peters Kolonie Hafer auf seine Keimkraft geprüft und gefunden, daß 60 bis 65 Körner vom Hundert keimten. Als sie denselben Hafer aber im folgenden Frühjahr wieder prüften, fanden sie, daß nur noch 30 bis 35 Körner vom Hundert keimten. Die Ursache war darin zu suchen, daß der Hafer durch leichte Fröste an seiner Keimfähigkeit geschwächt war, und daß viele Körner, welche im Herbst noch fähig waren zu keimen, bis zum Frühjahr bereits ganz abgestorben waren. Es wird sich besser für dich bezahlen, zwei Bushels extra guten, keimfähigen Hafer, für den du $1.10 pro Bushel bezahlt hast, zum Acre zu säen, als vier Bushels von deinem eigenen Hafer, für den du 55 Cents pro Bushel bekommen könntest, der aber nur eine schwache Keimkraft zeigt. Mit dem keimkräftigeren Saatgut wirst du einen früheren, gleichmäßigeren, gesunderen und kräftigeren Stand erzielen und da her auch eine weit bessere Ernte erhalten.

Weißt du, wie du selbst dein Saatgetreide auf die Keimfähigkeit prüfen kannst? Es ist sehr einfach, nur muß man ein bißchen Sorgfalt nicht außer Acht lassen. Man nimmt ein gewöhnliches Handtuch und faltet dasselbe mehrfach zusammen, befeuchtet es, und legt es auf einen Teller. Dann legt man 50 Körner des Saatgetreides darauf. Ein zweites Handtuch wird ähnlich zusammengefaltet und befeuchtet und auf die Körner gelegt. Das Ganze stellt man an einen Ort, wohin es nie friert (z. B. in den Keller). Die Tücher müssen täglich einmal oder ein paarmal leicht angefeuchtet werden, doch muß man aufpassen, daß man sie nicht zu feucht hält. Nimmt man die Probe im Zimmer vor, so darf man den Teller nicht nahe zum Ofen stellen. Je nach der Temperatur des Aufenthaltsortes beginnen die Körner in 3 bis 8 Tagen Keime hervorzubringen. Man setze die Probe fort, bis keine weiteren Keime nachkommen, und zähle dann die gekeimten Körner. Haben alle Körner gekeimt, so ist die Keimfähigkeit 100%. Wenn man die Probe mit 50 Körnern macht, so zieht man 2% von 100 ab für jedes ungekeimte Korn. Gelingt die erste Probe nicht, so versuche man es noch einmal oder öfters, besonders wenn man noch ungeübt ist, bis man aus Erfahrung weiß, wie feucht die Tücher zu halten sind. Vielleicht hat man auch die Probe an einem zu warmen oder zu kühlen Ort vorgenommen, oder hat einmal vergessen, die Tücher zeitig zu benetzen. Mit ein wenig Uebung wird man bald die Proben mit Fertigkeit ausführen können.

Wenn du sicher bist, gutes Saatgut zu haben, hast du dasselbe auch schon für die Saatzeit gereinigt und geputzt? Wenn nicht, so besorge es jetzt. Wenn einmal die Saatzeit heranrückt, gibt es viel anderes zu tun. Jetzt hast du Zeit, und hast außerdem den Vorteil, daß du die Abfälle beim Reinigen (wilden Hafer und anderen Unkrautsamen samt den kleinen oder gebrochenen Getreidekörnern) schroten und noch im Laufe des Winters als Futter benutzen kannst, wodurch du viel marktfähiges Getreide, welches du sonst jetzt verfüttern würdest, zum Verkauf bringen kannst.

Weißt du auch, daß den Farmern der Provinz Saskatchewan jährlich ein Schaden von $25,000,000 durch das Unkraut entsteht, welches auf ihren Feldern wächst? Jede Unkrautpflanze in einem Acker verdrängt eine oder mehrere Getreidepflanzen, welche dem Farmer Geld einbringen würde. Aber sie bringt ihm nicht nur nichts ein, sondern macht ihm sogar bare Auslagen. Jede Unkrautpflanze kostet Bindergarn, und jeder Bushel Unkrautsamen kostet Drescherlohn und Eisenbahnfracht. Der Farmer sollte es sich daher zur unbedingten Regel machen, wenigstens kein Saatgetreide zu säen, welches Unkrautsamen enthält. Die Bekämpfung des Unkrauts in seinem Felde macht ihm genug zu schaffen, ohne daß er das Unkraut selbst auch noch ins Feld sät. Früher gab es noch eine Entschuldigung für das Säen von Hafer, in dem sich wilder Hafer befand, da man noch nicht Maschinen kannte, welche den wilden aus dem zahmen Hafer nehmen konnten. Da aber jetzt solche Maschinen für einen geringen Preis (etwa $25.00) zu haben sind, sollte jeder Farmer sich eine solche Maschine anschaffen und auch fleißig gebrauchen. Der ausgesonderte wilde Hafer macht, wenn geschrotet, vortreffliches Schweinefutter, besonders da mit ihm auch kleine Haferkörner ausgesondert werden.

Ein vorzügliches Werk!

Infolge des Krieges vermißt man hierzulande sehr die schönen deutschen katholischen Erzählungsbücher, welche so vorzüglich geeignet sind, zur Erbauung und Unterhaltung während der langen Winterabende beizutragen. Es ist dies einmal nicht zu ändern, denn solange der Krieg währt, dürfen deutsche Bücher aus Europa nicht eingeführt werden.

Es freut uns daher, mitteilen zu können, daß die ausgezeichnete Serie von kürzeren Erzählungen, welche der rühmlichst bekannte deutsche katholische Volksschriftsteller Monsignore Konrad Kümmel unter dem Titel:

„Des Lebens Flut"

zuerst im Jahre 1912 veröffentlicht hat, und welche in wenigen Jahren vier deutsche Auflagen erlebte, jetzt auch in englischer Uebersetzung unter dem Titel

The Ebb and Flow of Life

erschienen ist. Der Uebersetzer ist ein Pater der St. Beda Abtei in Peru, Ill.

Dieses Werk ist in vier stattlichen Bänden von durchschnittlich je 440 Seiten, gut in blaue Leinwand gebunden, erschienen, und wird von der Expedition des St. Peters Bote zu dem billigen Preise von nur

$5.00 für das ganze Werk

portofrei an irgend eine Adresse in Canada versandt. Jeder einzelne Band ist auch für sich selbst abgeschlossen und kann vom St. Peters Bote für

$1.35 per Band

portofrei bezogen werden. Wer also zuerst nur einen Band bestellen will, kann dies tun, und dann später, wenn er wünscht, die übrigen Bände nachbestellen.

Eltern können der heranwachsenden Jugend, die hierzulande leider nur zu oft nicht mehr deutsch lesen kann, kaum ein besseres Geschenk machen als diese anmutigen deutschen Erzählungen in englischem Gewande. Sie werden daher gut tun, wenn sie

die Bestellung sofort einschicken.

Man richte alle Bestellungen, unter Beifügung des Betrages, an

St. Peters Bote Münster, Sask.